

Andreas Hild

# Denkmalschutz

Vollzug oder Diskurs





Die deutschen Begriffe „Denkmal-  
schutz“ und „Denkmalpflege“ sind  
vielsagend. Wir schützen und pflegen näm-  
lich ausschließlich Dinge, die wir schätzen.  
Dem geht eine Bewertung voraus, die das  
Schützenswerte zuungunsten des Nicht-  
Schützenswerten auswählt. Der Denkmal-  
schutz versucht im Allgemeinen darzulegen,  
dass dieser auch für seine Belange grund-  
legende Prozess von objektiven Kriterien ge-  
leitet sei. Wenn wir einmal die theoretische  
Angreifbarkeit eines solchen Unterfangens  
beiseite lassen, ist zumindest interessant,  
dass die Denkmallisten allerorten reihenwei-  
se Objekte aufführen, deren Auswahl argu-  
mentativ oft eher schlecht zu begründen  
ist. Gewiss bemüht sich die Erfassung von  
Denkmälern redlich um objektive Kriterien,  
spätestens bei steigender Objektzahl und  
näher kommenden Erstellungszeiten jedoch  
wird es schwierig, die Spreu vom Weizen  
zu trennen. Schon ein flüchtiger Blick in die  
Geschichte belegt, wie irrig frühere Zeitge-  
nossen ihre nahen Vorgänger bewertet ha-  
ben. Heißt das, wir pflegen möglicherweise  
die falschen Denkmäler? Kann es so etwas  
wie die richtigen Denkmäler überhaupt ge-  
ben? Und ist es wichtig, die richtigen zu er-  
halten? Oder ist das vielleicht ganz egal?

Spätestens angesichts dieser grund-  
legenden Fragen wird deutlich, dass die De-  
batte um zu erhaltende Gebäude nicht hin-  
ter geschlossenen Türen stattfinden sollte.  
Um einen öffentlichen Diskurs zu ermög-  
lichen, müsste die Denkmalpflege auf ihr  
liebgewordenes Selbstbild als Vollzugsorgan  
eines Gesetzes, in dem alles geregelt ist,  
verzichten. Sie müsste sich in die Debatte  
begeben und begreifen, dass es nicht um  
festgeschriebene Positionen mit Verord-  
nungscharakter geht oder um ein Problem

der kunsthistorischen Deutungshoheit. Not-  
wendig ist stattdessen eine Auseinanderset-  
zung um gesellschaftliche Werte und Be-  
wertungen, an der sich die Denkmalpfleger  
als Experten und Moderatoren beteiligen  
sollten. Gelänge es ihnen damit, sich weni-  
ger als bloße Bewahrer, sondern mehr als  
Diskursführer zu präsentieren, könnten sie  
der Öffentlichkeit tatsächlich eine Plattform  
bieten, auf der kompetent und beständig  
wichtige gesellschaftliche und ästhetische  
Aspekte unserer gebauten Umwelt disku-  
tiert würden. Im Gegenzug müssten bei-  
spielsweise Architekten begreifen, dass  
Denkmalpflege kein Behinderungsinstru-  
ment ist, sondern ein legitimes Interesse ver-  
tritt, das – in welcher Form auch immer – zu  
integrieren ist.

Für die Institutionen der Denkmalpflege  
birgt die vorgeschlagene Debatte natürlich  
auch die Gefahr des Verlustes: Verlust an  
Macht, aber auch ein Verlust von Denkmä-  
lern. Dieser würde aber durch einen Gewinn  
an Renommee und Diskursfähigkeit aufge-  
wogen. Schließlich ist eine Denkmalpflege,  
der es nicht gelingt, die Menschen mitzu-  
nehmen, auf Dauer nicht zukunftsfähig.

*Prof. Dipl.-Ing. Andreas Hild (\*1961)  
studierte Architektur an der ETH Zürich  
und der TU München. 1992 gründete er  
zusammen mit Tillmann Kaltwasser das  
Büro Hild und Kaltwasser Architekten. Seit  
1999 in Partnerschaft mit Dionys Ottl: Hild  
und K Architekten. Nach verschiedenen  
Lehraufträgen und Gastprofessuren wurde  
Hild 2013 auf die Professur für Entwerfen,  
Umbau und Denkmalpflege an der TU  
München berufen. Andreas Hild ist Mitglied  
des Redaktionsbeirats dieser Zeitschrift, er  
lebt und arbeitet in München.*

Die traditionelle Denkmalpflege fußt auf der Idee der Authentizität beziehungsweise Integrität der historischen Bausubstanz. Diese ist möglichst lückenlos zu erhalten und bestimmt dann die Erscheinung des zu schützenden Gebäudes. Wenn wir ein Gebäude in diesem Sinne sanieren, „heilen“ wir es. Der Begriff des „Sanierens“ leitet sich vom lateinischen „sanare“ ab – so etwas wie „gesund machen“. Dieser medi-

stanzverlust zu reparieren. Erscheinung und Funktion sind möglichst weit zu bewahren, damit die betreffenden Häuser als lebendige Zeugnisse vergangener Zeiten erhalten bleiben. An seine Grenzen gelangt dieses denkmalpflegerische Konzept erst dann, wenn man es mit einer nicht länger primär handwerklich erstellten Bausubstanz zu tun bekommt. Auch in diesem Zusammenhang ist die Sprache präzise: Der lateinische Begriff

lich bearbeitbar sind. Die verschiedenen Gewerke greifen dann an lange vereinbarten Schnittstellen ineinander und fügen sich zu einem Ganzen. Das gesamte Gebilde also mag komplex sein, seine Einzelteile sind es nicht. Jedes schadhafte Mauerwerk beispielsweise lässt sich deshalb verhältnismäßig leicht „flicken“, im Idealfall sogar unter Zuhilfenahme historischer Materialien und verbürgter Methoden.

Andreas Hild

# Genotyp und Phänotyp

## Substanz versus Erscheinung

zinischen Metapher liegt die Vorstellung des Denkmals als eines ganzheitlichen Organismus' zugrunde, dessen Lebensfähigkeit zu bewahren ist. Die Einheit von Substanz und Erscheinung ist innerhalb dieses Modells keine Frage. Bei genauer Betrachtung gerät aber genau diese Selbstverständlichkeit angesichts der wachsenden Anzahl von jüngeren Denkmälern zunehmend unter Druck.

Dabei folgt die Restaurierungspraxis spätestens seit einem halben Jahrhundert und in Berufung auf die Charta von Venedig einem guten und bewährten Prinzip: Ihr Ziel ist es, Gebäude unter möglichst wenig Sub-

„reparare“ bedeutet „wiederherstellen“. Dabei wird die Technik, mit deren Hilfe ein Objekt erstellt wurde, partiell wiederholt, um einen Defekt zu beheben.

In Bezug auf handwerklich erstellte Objekte ist diese Methode der Restauration naheliegend. Es leuchtet ein, dass man beispielsweise ein beschädigtes Ölbild mit Hilfe von Pinsel und Ölfarbe in einen Zustand versetzen kann, der dem Original so nahe kommt, wie dies eben überhaupt möglich ist. Generell ist dieses Vorgehen auch auf Häuser übertragbar. Zwar sind diese im Gegensatz zum Ölgemälde traditionell in einer Mischtechnik verschiedener handwerklicher Disziplinen erstellt, für die Praxis jedoch stellt dies kein großes Problem dar, solange die einzelnen Techniken handwerklich geprägt beziehungsweise die Materialien handwerk-

Seit der Industrialisierung aber erleben wir eine schleichende Verschiebung der Konstruktionsweise: weg vom handwerklichen Herstellen der Teile hin zu einer Assemblage halbfertiger Industrieprodukte, die lediglich handwerklich miteinander verbunden werden. Bereits auf der Baustelle verhalten sich diese Halbzeuge gegenüber einer nachträglichen Manipulation vergleichsweise unflexibel: Von einer industriell gefertigten Aluminiumfassade kann man nicht einfach etwas abhobeln, um etwaige Toleranzen aufzunehmen. Ähnliches gilt hinsichtlich moderner Materialien: Mag Stahlbeton zwar noch handwerksnah hergestellt werden; nachträgliche Änderungen sind, wo

Werner Düttmann, St.  
Agnes, Berlin 1965-  
1967, Foto: David  
Kasperek; 2012 vor der  
Sanierung



überhaupt möglich, in jedem Falle mit großem Aufwand verbunden. Die Tendenz zu immer komplexeren Materialkombinationen mit immer unsichereren Haltbarkeitszeiten verschärft diesen Trend.

Zur Verdeutlichung: Die meisten Teile eines industriell gefertigten historischen Autos sind nicht reparierbar, sondern nur austauschbar, zumindest wenn man nicht auf die Fahrtüchtigkeit des restaurierten Wagens verzichten will. Ein einzelnes Drehteil nachzubauen und in einem Motor auszuwechseln, mag noch unproblematisch sein. Ist aber ein Motorblock aus Grauguss undicht, lässt er sich nachträglich kaum abdichten. In der Praxis wird in einem solchen Fall ein Motor aus einem anderen Auto desselben Typs verwendet, der Block also getauscht. Dabei sind die Autorestaurateure gegenüber den Kollegen vom Bau deutlich im Vorteil: Solange, was im Fall einer Massenproduktion zumindest theoretisch anzunehmen ist, genügend Austauschteile verfügbar sind, ist ihr Vorgehen nicht einmal mit einem echten Authentizitätsproblem verbunden. Der eingetauschte Motor hätte sich theoretisch von vornherein an seinem neuen Platz befinden können, schließlich sind beide Motoren ursprünglich vom selben Band gelaufen.

Mit dem Auswechseln einer undichten Aluminium-Fassade aus den Sechzigern tut man sich ungleich schwerer. Selbst äußerst beliebte Bausysteme sind nicht im Ansatz häufig genug verwendet worden, als dass man sie von einem zum anderen Gebäude tauschen könnte. Aber auch wenn dieses Problem lösbar wäre, das eingetauschte System würde heutigen Anforderungen ebenso wenig genügen wie der Vorgänger. Die Kombination moderner Materialien und industrieller Bausysteme macht die Restau-

ration jüngerer Gebäude zu einem technischen Parforceritt, dessen Dimension die Denkmalpflege in wesentlichen Grundsätzen berührt.

### Paradigmenwechsel

Selbstverständlich war es auch in früheren Zeiten notwendig, den Gedanken der Originalsubstanz relativ weit auszulegen, um zum Erhalt des authentischen Denkmals zu gelangen. Wohl kaum ein barockes Haus beispielsweise trägt heute noch den Original-Außenputz. Bei den prospektiv kommenden Denkmälern aber geht es nicht allein um die letzten drei Millimeter, die die Erscheinung konstituieren, sondern der gesamte Wandaufbau und somit die Substanz steht hier zur Debatte. Waren bisher die Lücken in der handwerklich erstellten Substanz mit traditionellen Mitteln leicht zu schließen, ja, kam eine leichte Abweichung zwischen alt und neu sogar der Charta von Venedig und ihrer Forderung nach Ablesbarkeit der restauratorischen Eingriffe entgegen, so ist die erwähnte schadhafte Aluminiumfassade in ihrer bisherigen Gestalt und Funktion schlicht nicht zu erhalten. Denkbar wäre hingegen, diese zu ertüchtigen, beispielsweise durch eine davor gesetzte Glasebene. Allerdings ginge der Substanzerhalt dann auf Kosten einer stark veränderten Außenwirkung – so wie dies auch beim Hinzufügen einer Dämmung, weiterer Profile etc. der Fall wäre.

Wollte man dagegen, dass die neue Fassade äußerlich der alten gleiche, käme man nicht umhin, die Profile auszutauschen und durch optisch entsprechende, nachgebaute zu ersetzen. Die Bausubstanz würde dann zugunsten der Qualität der Erscheinung geopfert. Genau betrachtet handelt es sich bei diesem Vorgehen um eine Rekonstruktion. Allein das Wort lässt viele erschauern, wird doch damit dem äußeren Schein ein klarer Vorrang vor dem eigentlichen Sein eingeräumt. Aber machen wir uns nichts vor: Der Einklang von Substanz und Erscheinung,

der zu den Grundforderungen traditioneller Denkmalpflege zählt, ist im Hinblick auf die Sanierungsprojekte der kommenden Jahrzehnte immer schwieriger haltbar.

Denkt man an die oben beschriebene Metapher vom „gesundgemachten Haus“, kann man diesem Paradigmenwechsel durchaus in der Tradition architektonischer Begriffsbildung mit der Übernahme eines naturwissenschaftlichen Denkmodells begegnen: In der Biologie beschreibt der „Genotyp“ die exakte genetische Ausstattung eines Organismus, also den individuellen Satz von Genen, den jeder Zellkern in sich trägt. Eine genotypische Übereinstimmung zweier Individuen meint also deren genetische Identität. Unter „Phänotyp“ dagegen versteht man die Summe aller beobachtbaren Merkmale des Organismus. Zwei phänotypisch ähnliche Individuen sind somit durch bloße optische Übereinstimmung miteinander verbunden.

Übertragen in die Begrifflichkeit der Architektur entspräche dem *Genotyp* die *Substanz*, dem *Phänotyp* die *Erscheinung* eines Gebäudes. Erstere stellt so etwas wie den Urgrund des Denkmals dar, seinen genetischen Code. Im Modell der traditionellen Denkmalpflege fällt dieser mit dem Phänotyp, der Erscheinung des Gebäudes, einfach zusammen. Die Kontinuität dieser Einheit über die Jahrhunderte ist durch den Herstellungsprozess und die verwendeten Materialien gewährleistet.

Für die problematisch gewordene Pflege neuerer Denkmäler dagegen ist gerade die Differenz innerhalb des Begriffspaars von Interesse. Die Biologie nämlich kann bei weitem nicht selbstverständlich davon aus-

gehen, dass eine genotypische Ähnlichkeit eine Entsprechung auf der phänotypischen Ebene hervorbrächte. So ist beispielsweise das Gänseblümchen genetisch sehr eng verwandt mit der Erdbeere, der äußere Unterschied dagegen eklatant. Umgekehrt sieht die vollkommen harmlose Schwebfliege der räuberischen Wespe zum Verwechseln ähnlich. Dem liegt aber nicht im Entferntesten ein ähnlicher Genotyp zugrunde. Phänotyp und Genotyp erscheinen demnach dem Betrachter als vergleichsweise voneinander unabhängige Größen.

Die begriffliche Übertragung in die Denkmalpflege ist insoweit attraktiv, als damit die besagte Problematik von Substanz und Erscheinung neu diskutierbar wird. Die biologische Metapher illustriert, dass es sich beim Genotyp (der Substanz) eines Gebäudes und dessen Phänotyp (Erscheinung) um zwei verbundene, aber eben nicht identische Werte handelt. Das heißt, dass nicht notwendig beide Qualitäten verloren gehen müssen, wo es nicht gelingt, die eine von beiden zu retten. Mehr und mehr wird es in Zukunft angesichts ‚moderner‘ Materialien und Fertigungstechniken notwendig sein, zwischen dem Erhalt genotypischer oder phänotypischer Merkmale eines Denkmals abzuwägen. Die entsprechende Entscheidung wird nicht einfach sein und muss im Einzelfall angesichts von klar diskutierbaren Kriterien – wie dem Maßstab des Eingriffs oder der vorgesehenen Nutzung – getroffen werden. Es ist klar, dass gewichtige Argumente sowohl für den Erhalt der Erscheinung als auch für den Erhalt der Substanz sprechen können:

Der Phänotyp eines Denkmals ist das, was wahrgenommen wird, und es wird nicht einfach sein, öffentlich zu kommunizieren, dass es auf den Genotyp ankomme, wenn vom Phänotyp bei der Restaurierung nichts mehr übrig bleibt. Indem die Veränderung

stärker erlebbar wird, wird sie zu einem entscheidenden Thema über den denkmalpflegerischen Fachdiskurs hinaus.

Eine konsequente phänotypische Bearbeitung dagegen führt zum Totalverlust der Substanz. Die Abgrenzung einer derartigen Wiederherstellung zur geschmähten Rekonstruktion erscheint schwierig. Andererseits: Das Denkmal als rekonstruierte Substanz bildet zwar kein offizielles Ziel der Denkmalpflege. In Wahrheit aber existieren derartige Lösungen, getrieben durch rein praktische Erwägungen, schon viel öfter, als es bisher thematisiert wird. Bei der Ertüchtigung eines konventionell errichteten sechsgeschossigen Bürgerhauses sind die Abweichungen von den aktuellen Bauordnungen möglicherweise noch kontrollierbar. Bei einem 25-geschossigen Stahlbetonturm aus den fünfziger Jahren will – der Denkmalschutz in allen Ehren – vermutlich niemand mehr die Verantwortung für die Nichtbeachtung heutiger Brandschutznormen übernehmen. Gar nicht zu reden von Fragen des Wärmeschutzes... In der Konsequenz werden dann die feinen Profile imitierend nachgebaut oder ganze Hauskonstruktionen hinter den Fassaden ersetzt, manchmal sogar beides.

### **Theoretische Auseinandersetzung vonnöten**

Besonders deutlich wird das Phänomen der unausgesprochen vorgenommenen Abwägung zwischen Genotyp und Phänotyp am Beispiel der großen städtebaulichen Ensembles der Moderne und der Nachkriegszeit. Dass die Abspannseile des Münchener Olympiageländes genotypisch saniert wurden, indem man sie in schützende Blechhüllen eingelassen hat, ist eher unproblematisch. Dafür, dass die Kunststoffhaut des Daches selbst phänotypisch behandelt und bereits mehrfach austauscht wurde, ist – ausgehend vom Substanzbegriff – schwierig zu argumentieren. Andererseits: Wer wollte wirklich riskieren, das Bild der Olympischen Spiele von 1972 zu beeinträchtigen? Wurde hier etwa die Integrität der Substanz zugunsten des

Phänotyps stillschweigend geopfert? Natürlich lässt sich anführen, es käme auf das Maß des hier noch verhältnismäßig geringen Eingriffs an. Bemerkenswert nur, dass das 100 Meter entfernte und geschützte Frauendorf der Olympischen Spiele unter den Augen der Denkmalpflege komplett abgerissen und phänotypisch ähnlich wieder aufgebaut werden konnte. Ganz nebenbei wurden dabei die ursprünglich 850 originalen Häuschen auf 1000 vermehrt. Was ist das, wenn nicht eine phänotypische Vorgehensweise großen Maßstabs? In der bayerischen Denkmalliste werden die neuen Häuschen übrigens weiter als Ensemble geführt.

Zur Klarstellung: Es geht hier nicht darum, die Behandlung des Olympiageländes anzuprangern. Es geht um die theoretische Auseinandersetzung mit einem denkmalpflegerischen Postulat, das mit der wachsenden Relevanz von Denkmälern der Moderne in der Praxis nicht mehr haltbar erscheint. Möglicherweise birgt eine phänotypische Vorgehensweise wie im olympischen Frauendorf ja auch Möglichkeiten. Warum nicht offensiv damit umgehen und so ganz en passant auch auf den Wert des Gesamtensembles hinweisen, oder den genotypischen Erhalt eines anderen Ensembleteils erst möglich machen? Denn obwohl die phänotypische Denkmalpflege im Widerspruch zu traditionellen Maximen des Fachs steht, ist sie bereits heute Teil des Repertoires, und das mit dem Segen der praktischen Denkmalpfleger. Solange wir diesen Konflikt nicht selbst stärker thematisieren, sind wir theoretisch schlecht gerüstet, gerade auch für Diskussionen im politischen Raum.

Es mag ja sein, dass das beschriebene Problem in den Augen vieler Denkmalpfleger nur minder wertvolle Denkmäler mit einer Erbauungszeit ab den fünfziger Jahren



betrifft, aber genau diese werden in den kommenden Jahren im Mittelpunkt des öffentlichen und vor allem politischen Diskurses stehen. Das hat auch damit zu tun, dass eine gewisse Zeitgenossenschaft zu den potentiellen Denkmälern besteht. Dies hat Auswirkungen auf den emotionalen Bezug, im positiven wie im negativen Sinne. Eigentlich ist damit ein wünschenswerter Zustand erreicht: Die Menschen nehmen Anteil an ihrer gebauten Umwelt. Wenn aber im Rahmen einer breiten öffentlichen Diskussion sichtbar wird, dass die Denkmalpflege selbst systematisch gegen ihre eigenen substanzorientierten Grundsätze verstößt – wer glaubt, er könne dann eine Brandmauer

zwischen guten und schlechten Denkmälern errichten? Aus der unglaublichen Debatte um Substanz könnte so sehr schnell ein massiver Akzeptanzverlust resultieren.

Tatsächlich wird auf deutschen Baustellen schon heute täglich unausgesprochen zwischen den beiden Kategorien abgewogen. Versteckt hinter Bauplänen wird auf die Kraft des Faktischen gesetzt, interessanterweise häufig mit dem verstohlenen Hinweis, dass möglichst niemand die entsprechenden Eingriffe bemerken solle...

Gut möglich, dass der Grund für ein solches Verhalten auch in der theoretischen Überforderung von Architekten, Denkmalpflegern, Kunsthistorikern und Politikern zu suchen ist. Aber um an dieser Stelle nicht in eine dieser unsäglichen, moralischen Diskussionen um Ehrlichkeit und Wahrheit zu geraten, müssen wir uns der ganzen Debatte stellen. Dabei wird die bisher postulierte Einheit von Erscheinung und Substanz nicht mehr überall zu halten sein. An ihre Stelle wird eine Differenzierung treten müssen – möglicherweise die Abwägung zwischen Genotyp und Phänotyp.

*Vita Andreas Hild: siehe Seite 13.*